
„Kirchenmusik in den Gemeinden“: Tagungsbericht

Symposium des Erzbistums Köln, der Evangelischen Landeskirche, des Landesmusikrats NRW, der Arbeitsgemeinschaft für rheinische Musikgeschichte und der Robert-Schumann-Hochschule Düsseldorf am 21. und 22. Juni im Maxhaus Düsseldorf

von Robert v. Zahn

Kirchenmusik muss hohen Ansprüchen genügen. Sie stiftet Besinnung, Andacht, Kontemplation, Gemeinschaftserlebnis, sie gehorcht Regeln und Erwartungen. Vor Ort in den Gemeinden vollzieht sie sich häufig anders, als man es sich in kirchlichen Hierarchien vorstellt. Der Realität in den Gemeinden spürte eine Tagung von katholischen, evangelischen und weltlichen Trägern nach. Zwei Tage referierten und diskutierten im Düsseldorfer Maxhaus Kirchenmusiker, Pastoren und viele Akteure aus den Gemeinden über Anforderungen, Probleme und Lösungsansätze der tatsächlich gelebten Kirchenmusik. Es ging sowohl um die jüngere Vergangenheit, wegen der auch die Arbeitsgemeinschaft für rheinische Musikgeschichte an Bord war, als auch um die Gegenwart und um Zukunftsperspektiven.

Die Planungsgruppe, welche die Tagung vorbereitete, musste feststellen, dass es wenig Forschung zum Thema gibt und dass die schriftlichen Quellen zumindest unübersichtlich, wenn nicht mager sind. So entwickelten die Veranstalter ein Format, dass im Verlauf der Tagung eine Bestandsaufnahme aus der aktuellen Praxis durch Impulsreferate und Diskussionen vornahm und durch professionell moderierte Meinungsbildungen Zukunftsperspektiven entwickelte. Dafür sorgten vor allem vier Moderatoren: Gemeindeferent Ralf Gassen, Diakon Burkhard Wittwer, Pastoralreferent Georg Wiesemann und Pfarrer Thomas Wolff bewiesen großes Geschick darin, auch in sich gekehrten Teilnehmerinnen und Teilnehmern Beiträge zum Thema zu entlocken. Odilo Klassen, Regionalkantor für Düsseldorf, zeichnete für die praktische Organisation der Tagung verantwortlich und sorgte mit hartnäckigem Charme vor allem die Einhaltung des Zeitplans.

Zehn Impulsreferenten führten in die Realität ihrer Kirchenmusik vor Ort ein. Damit ihre Darstellungen für die Zuhörer auch vergleichbar sind, legte die Planungsgruppe den Referentinnen und Referenten sieben zentrale Fragen vor:

- a) Was ist typisch für das Repertoire der Kirchenmusik in Ihrer Gemeinde?
- b) Welche besonderen Spiel- und Singweisen prägen Musik in Ihrer Gemeinde?
- c) Inwiefern entnehmen Sie der reichen Kirchenmusikgeschichte Orientierung für Ihre Arbeit vor Ort?
- d) Welchen Anteil an Ihrer Arbeit macht aktuelle Kirchenmusik aus? Worin besteht für Sie aktuelle Kirchenmusik?
- e) Gibt es kirchliche Vorgaben, die für Ihre Arbeit besonders relevant sind?

- f) Bei welchen Formen und Anlässen des gemeinsamen Musizierens spüren Sie ein besonderes Gemeinschaftsgefühl der Gemeinde?
- g) Wird die Musik im Zusammenhalt der Gemeinde künftig eine besondere Rolle spielen und wenn ja, welche?

Pop und die Botschaft aus Baltimore

Es war bemerkenswert, wie unterschiedlich sich die Perspektiven erwiesen, aus denen die Antworten erfolgen. Kirchenmusikdirektor Christoph Spengler, Kantor und Komponist aus Remscheid, zehrt in seiner Arbeit sehr von der Popmusik. Das Liederbuch „Live“ der Bayerischen Kirche ist für ihn eine wichtige Grundlage. An zehn Sonntagen im Jahr gestaltet er die Gottesdienste mit einer Band, an die er hohe musikalische Maßstäbe anlegt. Der Gospelchor seiner Gemeinde, „Mixed Generations“, unterstützt die Gottesdienste, auch ein kunstmusikalischer „Mozart-Chor“. Generationsübergreifende Angebote und Verbindungen zwischen Pop und Klassik sind ihm in der Gemeindefarbeit sehr wichtig. Sein Hauptproblem ist die Säkularisierung der Gesellschaft. Die Erwartungshaltung, dass Popmusik diese umkehren könnte, ist für ihn zwar verfehlt. Doch Pop ist wichtig für die Gestaltung zeitgemäßer Gottesdienste.

Für Monsignore Markus Bosbach, dem Stellvertretenden Generalvikar und Präses des Diözesan-Cäcilienverbandes im Erzbistum Köln, ist Kirchenmusik wichtig für das „zugehörig sein“, für die Identität der Gemeindefmitglieder. Er reiste lernend durch die Vereinigten Staaten, um dort lebendige und qualitätsvolle Aufbrüche zu erleben. In Baltimore entwickelt eine Kirche ein erfolgreiches Programm der Vitalisierung von Gemeinde, das auch nach Europa ausgreift. Es ist bitter notwendig: Ein Viertel der Amerikaner ist nicht religiös gebunden, die fundamentalistischen Ansätze der Evangelikalen lassen viele alleine, und die Katholiken entwickeln Fremdheiten gegenüber Gottesdienst und Ritualen. Tatsächlich sind jungen Menschen Gemeinschaftserlebnisse wichtig. Und bei diesen sollen relevante Botschaften im Mittelpunkt stehen. „Irresistible Weekend Experience“ ist das Erlebnis, das in Baltimore ermöglicht wird, freundliche Gesichter empfangen die Gemeindefmitglieder schon beim Parken, Messfeiern mit Musik beglücken, dabei erklingen basale Gregorianik und Gesänge zur Gitarre zu Predigten mit Botschaften, die Relevanz haben.

In der Diskussion führte Seelsorgebereichsmusiker Johannes Koop an, dass doch jeder in seiner Gemeinde sehe, was gehe. Gemeinden seien halt nicht homogen und Rezepte, auch international, schwer übertragbar. Johannes Koop setzt auf seine Chorgruppen, welche musikalische Vorlieben einbringen, die für den Querschnitt der Gemeinde stehen. Nicht nur Spengler setzt sehr auf Popmusik, auch andere berichteten, dass Befragungen von Gemeindefmitgliedern bezüglich der Akzeptanz der Messen zu neuen Musikformen führten. Eine feierliche Stimmung kann auch durch Popmusikformen hervorgerufen werden.

Der Kirchenmusiker braucht Handwerkszeug, mit dem er sich in allen musikalischen Metiers zu Hause fühlen kann, so argumentierten mehrere Beiträge: Also muss seine Ausbildung breit angelegt sein. Diejenigen, die klassisch ausgebildet worden, benötigen Fortbildungen zur Genre-Erweiterung. Überziehen darf man das nicht - ein Kirchenmusiker aus Remscheid wandte sein, dass man nicht alles können kann. Er soll mit den Dreijährigen so umgehen können wie

mit den Achtzigjährigen, mit der Gregorianik so gut wie mit der Dodekaphonie. Seine Konsequenz daraus ist der Hinweis an seine Dienstherren: Sucht Euch jemanden dafür, der das kann. Eine Chorsängerin wies darauf hin, dass von dem hauptamtlichen Kirchenmusiker Begeisterung ausgehen müsse. Diese sei viel wichtiger als ein breites Spektrum der Musiken.

Seelsorgebereichsmusiker Stefan Barde stellte Konjunkturen fest, mal wird von den Kantoren besonders viel Arbeit mit Kindern, dann besonders mit Senioren erwartet – man müsse auf vieles vorbereitet sein, um sich den Vorgaben der Vorgesetzten anzupassen. Augenhöhe vermissten dabei viele: Kirchenmusikalische Arbeit sei immer auch pastorale Arbeit. Das erfordere enge Zusammenarbeit mit den Pastoralteams und innerhalb dieser. Oft sei diese verbesserungswürdig. Im Team, das den Kardinal berät, sei übrigens kein Kirchenmusiker vertreten, bemerkten katholische Musiker kritisch. Diese Situation unterschätzt die Wirkung der Kirchenmusik. Wenn man die Gottesdienstbesucher nach den Gottesdiensten befrage, könnten diese oft keinen Satz aus der Predigt wiedergeben, hingegen die Musik deutlich beschreiben. Seelsorgebereichsmusiker Alexander Herren aus Düsseldorf ist seit einem Jahr im Pastoralteam – es sei ein harter Weg gewesen, ins Team hinein zu kommen. Seine Musiken sind vielfältig, reichen von klassischer Orgelmusik über Chorische Musik zu Bands mit Neuen geistlichen Liedern. Es fehle immer noch an Bindung zum Pastoralen und keiner wisse so recht, wie sie hergestellt werden könne.

Die feiernde Gemeinde als Träger der Musik und ein Experimentalchor für aktuelle Musik

Pfarrer Matthias Schnegg berichtet in seinem Impulsreferat von seiner kleinen rosa Kirche und ihrer Gemeinde in Köln. Das Pastorkonzept ist in der Praxis erarbeitet worden, die Liturgie wird als lebendige Feierform verstanden. Einfache mehrstimmige Gesänge, oft Auftragskompositionen von Kantoren, werden von der Gemeinde gesungen. Chöre sind selten in die Liturgie eingebunden, das musikalische Heft hat die Gemeinde in der Hand. Im Mittelpunkt steht die Frage: Was dient der Gemeinde, ihre Rolle als Zelebrantin dieses Gottesdienstes zu stärken? Aktuelle Kirchenmusik leitet Schnegg an den Erfordernissen der Liturgie für die Feier der Gemeinde ab. Mitfeiernde der Gemeinde bringen auch oft Repertoire mit, das sie irgendwo kennengelernt haben. Relevante Vorgaben sind für Schnegg die aktive Teilnahme der Feiernden an der Liturgie, so wie sie vom 2. Vatikanischen Konzil formuliert wurde, aber auch die Möglichkeit der feiernden Gemeinde, das mitzutragen, was der Pfarrer vollzieht. Die Standorte der Liturgie und der Lesungen hat Schnegg so verändert, dass die Gemeindemitglieder ihre Positionen wechseln müssen. Die Bewegungen von Standort zu Standort begleiten sie mit Halleluja-Gesang. Das Gemeinschaftsgefühl der Gemeinde wird so bei jedem Gottesdienst wesentlich von dieser Art des Musizierens ermöglicht. Es geschieht eine Gemeindebildung, die keine Organisation hat, sondern dadurch geprägt ist, dass die Menschen selbstverständlich aufeinander achten. Die Musik wird deshalb für Schnegg auch künftig eine besondere Rolle spielen, denn durch sie antwortet die Gemeinde auf den Dienst an Gott.

Kirchenmusikdirektorin Brigitte Rauscher, evangelische Kantorin aus Troisdorf und Vorsitzende des Chorverbands der Evangelischen Kirche des Rheinlands, arbeitet in einer Kommune, die erst seit wenigen Jahrzehnten aus Ortschaften zusammenwächst und in der die Christen gerade

einmal die drittstärkste Religionsgruppe bilden. Vor 2001 gab es in Troisdorf keine etablierte Kirchenmusik. Die Chormusik an ihrer Johanneskirche ist nun breit gefächert, reicht von Kitaspatzen bis zum Experimentalchor Alte Stimmen mit 67jährigen und älteren. Rauscher verwendet einen Grundstock an Kanons für das Singen aller. Die Jugendkantorei pflegt ein Repertoire von der Musik des Mittelalters bis hin zur neueren Musik von Jan Sandström und anderen Komponisten, auch Neue geistliche Lieder zählen dazu. Der Experimentalchor improvisiert gerne und beschäftigt sich mit aktuellen Stilstiken. Die Kirchenmusikdirektorin legt zu Karfreitag Teile aus Mendelssohn Bartholdys „Paulus“ auf die Pulte, bringt Cluster-Improvisationen zu Pfingsten – das Spektrum ist groß. Der Anteil aktueller Kirchenmusik wächst in der Praxis beständig, getragen vom Wunsch, dass diese aktuelle Musik leicht vermittelbar ist.

Nach jeweils zwei Impulsreferaten schoben die Moderatoren einen Zeitraum des Meinungsaustauschs ein und wechselten dabei jedesmal das Format. Nach den Ausführungen Brigitte Rauschers zog Moderator Georg Wiesemann eine imaginäre Linie durch den Raum, die Harmonie von Disharmonie trennen sollte. Jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer positionierten sich und drückten dadurch den Grad ihrer Zustimmung zu den beiden Referaten von Pfarrer Schnegg und Kirchenmusikdirektorin Rauscher aus. Die Gemeinde ist der Chor, hatte Schnegg postuliert, und die Besucher positionierten sich durchaus disparat im Raum. Prof. Dr. Peter Bubmann monierte, dass unklar sei, ob der Satz deskriptiv oder normativ gemeint ist, auch sei der Begriff der Gemeinde unklar. Gemeint sei offenbar nur die Schar der Gottesdienstbesucher, doch theologisch ginge der Begriff der Gemeinde weit darüber hinaus.

Ein anderer wandte ein, dass die Gottesdienstbesucher eine sehr heterogene Menge und schwer in Bezug auf das Chorische einzuschätzen sind. Er hatte vergangenen Sonntag vier Taufen in einem Gottesdienst und den Teilnehmenden waren die ausgesuchten Lieder zu 80 % völlig unbekannt. Eine Dame, die eine mittlere Position eingenommen hatte, wies darauf hin, dass viele in der Gemeinde grundsätzlich nicht singen und dies auch nicht wollen. Matthias Schnegg relativierte, dass es hier um eine Möglichkeit unter vielen denkbaren gehe: Man muss den Ort und die dort versammelten Menschen begreifen und das als Musik nehmen, was sich daraus entwickeln lasse. Entscheidender war für ihn die Frage, ob die Gemeinde der Zelebrant der Liturgie ist. Kantorin Martina Mailänder plädierte dafür, diese Rolle beim Chor zu belassen, denn es bestehe auch die Möglichkeit, dass das Gemeindemitglied still zuhörend an der Liturgie teilnehmen möchte.

Offenheit gegenüber stilistischer und Bildungs-Vielfalt hatte Brigitte Rauscher gefordert. Sie erntete in den Raumpositionierungen deutlich mehr Zustimmung. Man brauche Vielfalt, aber auch eine Spezialisierung, setzte dem eine Kirchenmusikdirektorin entgegen, um durch die Kernkompetenz auszustrahlen, dass das Gemeindemitglied hier geborgen sei. Vielfalt brauche zudem eine adäquate personelle Ausstattung, wandte ein Kantor ein. Manchmal seien die Ressourcen so klein, dass viel Vielfalt nicht möglich sei.

Christoph Spengler trat gegen avantgardistische Neue Musik an, die für ihn am Rand der Selbstbefriedigung siedelt und nicht dem pädagogischen Auftrag der Kirchenmusik entspricht. Mit Rauschers Eintreten für die Neue Musik habe er Bauchschmerzen. Ein evangelischer Pfarrer hielt dem entgegen, dass in einer Gemeinde wie der seinen die Popmusik Spenglers wenige Freunde habe und die Neue Musik eher platziert werden könne. Man müsse die kulturelle Ausrichtung der Gemeinde sorgfältig beobachten. Rauscher wehrte sich gegen die Kritik an

einer Bevorzugung Neuer Musik. Sie wolle damit niemandem etwas überstülpen. Das Motto laute nicht zu Unrecht „nah am Menschen“ und die Akzeptanz gebe ihr recht. Eine andere Kantorin pflichtete bei, es sei wichtig, dass die Musik authentisch und gut klinge, es gehe nicht um neu oder alt.

Aktuelle Kirchenmusik als Kommentatorin der Botschaft

Kantor Markus Belmann aus Düsseldorf berichtete über Liturgie und Musik an der dortigen Maxkirche. Das Repertoire hat sich im 19. Jahrhundert entwickelt. Es kommen Menschen in die Kirche, die Tradition wünschen, und solche, die Ästhetik suchen. Die Maxkirche ist zu einem kulturellen Ort Düsseldorfs geworden. So artifiziell der Chorgesang ist, so schlicht ist der Gemeindegesang. Das Repertoire des „Gotteslobs“ erweist sich laut Belmann für die Gemeinde als nicht ausreichend. So arbeitet Belmann an einer Erweiterung. Das Programm seines Chors ist groß. Orientierung gibt dabei die Musik des Spätmittelalters, der Renaissance und des 20. Jahrhunderts. Auch die Kirchenmusikgeschichte des Ortes Maxkirche mit seiner barocken Orgel bietet einen Orientierungspunkt. In den liturgischen Formaten der Familienmessen hat er ein eigenes aktuelles Repertoire für Kinder- und Elternchor verankert.

Aktuelle Kirchenmusik ist für ihn die, welche die Beteiligten zu mehr geistlicher Andacht anzuregen vermag und welche ihnen eine Ahnung der unsichtbaren Welt vermittelt kann (nach Augustinus). Sie unterstützt und kommentiert das Verständnis von theologischen Aussagen. Noch im 19. Jahrhundert wurde dies anders gesehen und das subjektive Kommentieren der Musik unterbunden. Aktuelle Kirchenmusik müsse von zeitgenössischer Musik unterschieden werden, denn auch Alte Musik könne aktuelle Kirchenmusik sein.

Belmann sah die Gemeindeglieder durch unterschiedliche Hörerfahrung geprägt. Diese müsse auch unterschiedlich bedient werden. Die Definition von Kirche und Gemeinde erschöpfe sich nun einmal nicht in Äußerlichkeiten, damit müsse dies auch für kirchenmusikalische Begriffe gelten. Ein besonderes Gemeinschaftsgefühl durch Kirchenmusik könne er eigentlich nicht spüren, und er empfand diese Frage aus den sieben Kernfragen als falsch gestellt. Wichtiger war ihm die Frage, ob man nicht mehr spezialisierte Kantoren in der Gemeindegliederarbeit brauche, Popkantoren etwa.

Kantorin Kornelia Kupski plädierte dafür abzuwägen zwischen dem, was von vornherein gefällt, und dem, was man vermitteln möchte. Sie studierte nach dem Kirchenmusikstudium Instrumentalpädagogik, um dieses Handwerk des Vermittelns zu erlernen. Wie klingen Lieder aus anderen Ländern? Dies ist für sie eine wichtige Frage in der Kinder- und Jugendarbeit. Sie arbeitet in Bergisch Gladbach-Schildgen und am Altenberger Dom, einem großen Einzugsgebiet mit relativ wenigen Bewohnern. Orientierung gibt ihr die Kirchenmusikgeschichte, doch sie ist keine enge Freundin der klassischen Musik. Um die Zugangsschwellen zu senken, gibt sie vor Aufführungen konkrete Hinweise zum Hören und sagt auch an, wie lange ein Stück dauern wird. Es soll den Leuten gefallen, sie sollen froh aus dem Gottesdienst gehen. Nach dem Segen kann auch Klaus Badelts „Fluch der Karibik“ gespielt werden. Das Programm darf durchaus weltlich sein, um die Jugendlichen adäquat abzuholen. Inklusion müsse ernst genommen werden, sie biete eine große Chance. Bei Kupski müssen die Konfirmanden die Lieder, die im Gottesdienst

gesungen werden, aufschreiben und nach ihrer Beliebtheit bewerten. Das binde sie stärker an den Gottesdienst. Generell müsse man sich Techniken überlegen, wie man die Menschen an das Faszinierende heran bringen kann.

Die Tagungsteilnehmer schrieben nach den beiden Vorträgen schweigend in Gruppen auf Plakaten, was sie als Ergebnisse für die zukünftigen Perspektiven der Kirchenmusik mitgenommen hatten. Belmanns Diversität der Hörerfahrungen und Kupsi Notwendigkeiten der Musikvermittlung hatten die Spannweite der stilistischen Vielfalt von Kirchenmusik noch weiter geöffnet und man merkte einigen Kommentaren an, dass sich mancher Seelsorgebereichsmusiker in seiner Kompetenz sehr beansprucht sah.

Musicals in Arenen und Avantgarde im Kirchenraum

Christian Litges, nebenamtlicher Kirchenmusiker im Freiwilligen Sozialen Jahr, warf einen Blick auf den reichen Schatz der Kirchenmusikgeschichte, aus dem etwas Neues gewonnen werden müsse. Im Vordergrund solle stehen, dass diese Werke zu neuer Aktualität geführt werden. Er bereitete ein Kindermusical zur Aufführung in der Lanxess-Arena vor, veranstaltet auch moderne Adventssingen, bei denen die Menschen in dichten Trauben stehen und mitsingen. Im Zentrum müsse immer stehen, was man aus dem Schatz der Kirchenmusikgeschichte mache.

Dominik Sustek, Organist und Komponist der Kunststation St. Peter in Köln, ging in seinen Ausführungen davon aus, dass Kirchenräume keine Alltagsräume, sondern Anders-Räume sind. Welche Musik entspricht der Einstimmung dieser Anders-Räume? Pater Friedhelm Mennekes, der viele Jahre an St. Peter wirkte, ging davon aus, dass es eine Verbindung gibt zwischen zeitgenössischer Kunst und Spiritualität. Das führte zum Konzept der Kunststation St. Peter. Hier steht die Musik erst einmal für sich. Es gibt einen Raum für die Berührungspunkte zwischen Gottesdiensten, Konzerte und Ausstellungen. So war hier Kagels Zwei-Mann-Orchester mit selbst gebauten Instrumenten lange Zeit installiert. Die Instrumente wurden auch von Musikern in Kindergottesdiensten eingesetzt. Sustek spielte im vergangenen Jahr ein Werk von Cage ein, das die Vergänglichkeit thematisiert, und so öffnete sich die von Belman reklamierte unsichtbare Welt des Augustinus durch die Musik.

Viele Komponisten der Neuen Musik leben in Köln. Sustek lädt sie zum Austausch und zur Vorstellung ihrer Werke ein. Die Gemeinde hat nur 450 Mitglieder, sie ist weniger eine Ortsgemeinde, sondern besteht aus Menschen, die durch einen Raum für die zeitgenössische Kunst und ihre Spiritualität angezogen werden. Als der Kirchenmusiker und Komponist Markus Hinz eine neue Orgel in St. Antonius Düsseldorf initiierte, ließ er sich St. Peter zeigen und davon inspirieren. Er besuchte nun auch diese Tagung: Je klarer das Profil und die Spezialisierung ist, desto überzeugender wird das Ganze. Sustek postulierte dabei weniger einen pädagogischen Anspruch als den, Kunst erlebbar zu machen.

Im Plenum diskutierten die Teilnehmer die Frage, was zeitgenössische, was zeitgemäße und was aktuelle Musik ist. Monsignore Bosbach zitierte Belmanns Antwort: Zeitgemäße Musik ist nicht unbedingt Neue Musik. In St. Peter erklinge zeitgenössische Musik, die noch keine zeitgemäße Kirchenmusik sei. Martin Philippen fragte, ob das Modell St. Peter wirklich auch auf andere Kirchen übertragbar wäre. Sustek verwies darauf, dass er mit zeitgenössischer Musik schon in

vielen Kirchen gute Erfahrungen gemacht habe. Der Zusammenhang „Neue Musik – Spiritualität – Räume öffnen“ sei übertragbar. Bubmann versetzte sich in die Position der Kirchenleitung, die über die gesamte Breite eines Bistums die Ressourcen verteilen muss. Wo fließt das knappe Geld dann hin? Diese Frage könne nicht so harmonistisch gelöst werden. Das Milieu der Avantgarde sei klein. Quantitäten könnten in Qualitätsfragen umschlagen und man müsse die Mehrheit mit bedenken. Auch die Mehrheit braucht ihre Orte.

Ein Kirchenmusiker hielt Bubmann Susteks Satz entgegen, Kirchenräume seien keine Alltagsräume. Sie seien es schon deshalb nicht, weil es immer heilige Räume seien. Damit sei alles, was an musikalischen Aktivitäten passiere und zur Spiritualität führe, gerechtfertigt. „Wir sehen zuerst das Kreuzzeichen im Raum und fragen dann erst, ist das eigentlich eine evangelische oder eine katholische Kirche.“ Damit sei die Kirchenmusik immer eine besondere Ausdrucksform der Heiligkeit dessen, was die Musiker als Kirchenmitarbeiter auszudrücken haben. Ein skeptischer Einwand kam von anderer Seite: „Wir sind immer in der Gefahr, zu sehr im Innenraum zu denken. Wir sind dann nicht mehr anschlussfähig und werden zu einem Sondermilieu. Dann bekommen wir nicht einmal mehr die neunzig Prozent, die sagen, ich bin katholisch, aber ich bin nicht im Gottesdienst.“ Dieses Konzept aber werde in St. Peter bedient. Ein Anderer warnte vor einer Haltung, die besagt, was vielen Leuten gefällt, kann keine Kunst sein.

Richard Mailänder wies darauf hin, dass die Kunststation nicht aus der Gemeinde heraus gewachsen sei, sondern dass Pater Friedhelm Mennekes Künstler aus der Ferne einlud. Das Ergebnis wirke aber authentisch, deshalb nehme man es der Kunststation ab. Das sei das Wichtige. Der Frage der musikalischen Qualität hingegen wollte Mailänder aus dem Weg gehen. Auch nicht-kunstmusikalische Werke könnten sehr viel bewirken. Er fand es wichtig, dass ein Lied in sich schlüssig ist, als er zusammen mit vielen anderen das Repertoire des „Gotteslob“ erarbeitete. Monsignore Markus Bosbach stellt sich die Ressourcenfrage ständig – immerhin ist er Stellvertretender Generalvikar des Erzbistums Köln. Das Finden von qualifiziertem Personal stelle die Frage, ob die Breite der Kirchenmusik oder ein Profil wesentlich ist: „Wir kommen an Punkte, wo wir Entscheidungen treffen müssen. Wir fahren derzeit oft eine gewisse Breite, die einer eigentlichen Entscheidung aus dem Weg geht. Das wird angesichts der Ressourcen immer schwerer werden. Dann werden sich diese Fragen neu stellen. Was wird über die Klinge springen, was gestärkt werden?“

Ein anderer wies auf Bosbachs Kriterium der Relevanz der Botschaft hin. Für viele sei Kirche schlechthin nicht mehr relevant. Spengler plädierte dafür, aus der Kirche herauszugehen. Er zieht auch in die Schulen. Kirche müsse da kreativ sein. „Wir können mit Kirchenmusik ein Potenzial außerhalb unserer Räume erreichen.“ Sustek pflichtete bei: Über die Orientierung auf das Milieu verlasse er einen definierten Raum und gehe nach draußen. Andere ergänzten, dass der Weg in die Schulen doch längst in fast allen Stellenausschreibungen von Kirchenmusikern enthalten sei. Bubmann kommentierte, dass die Regionen größer gezogen werden sollten, um die Ressourcenfrage klug zu beantworten. Fünf Zentren für Deutschland sollten benannt und dann verlässlich finanziert werden.

Gemeinsames aus einzelnen Stimmen

Martin Philippen, Katholikenrat, Chorverstand und Chorsänger bekannte, dass es für ihn ein bewegender Moment sei, wenn aus einzelnen Stimmen etwas Gemeinsames werde. Die Frage, welche besonderen Anlässe für das Gemeinschaftsgefühl es in der Gemeinde gebe, beantwortete er, indem er alle nannte, bei denen die Gemeinde aktiv mitarbeiten könne. Die Resonanz danach sei immer sehr positiv. Wichtig sei aber auch, dass die Kirchen richtig voll seien. Besonders merke man dies bei Messen zur Erstkommunion und bei Firmgottesdiensten. Aktuell sei bei ihm ein kenianischer Priester in der Seelsorgeeinheit, was Anlass gab, einen Gottesdienst mit kenianischer Musik zu gestalten. Der Erfolg war in der gesamten Gemeinde sehr groß.

Schwester Marie Gabrielle, eine der Schwestern von Jerusalem in Köln, skizzierte das kirchenmusikalische Repertoire der Schwestern: 60 Prozent der aufgeführten Werke stammen von dem französischen Kirchenmusiker und Komponisten André Gouzes (geb. 1943). Sie präsentierte vierstimmige Hymnen von Gouzes, die von der Gregorianik beeinflusst sind. Oft setzt Gouzes unter schlichte Melodien lediglich einen Bordun. Die acht Modi im Ordinarium sind eine wichtige Grundlage für die musikalische Feier. Andere Elemente seiner Musik hat er aus der Byzantinik übertragen, zudem fußt er auf der Volksmusik verschiedener europäischer Länder. Die Schwestern singen auch Troparien, die aus der Ostkirche übernommen sind. Auch ihr Lichtritus und das Auferstehungsoffizium, das die Schwestern jeden Sonntagmorgen singen, stammen aus der Ostkirche. Sie singen zudem Auftragskompositionen Neuer Musik und weitere internationale Literatur.

Die Moderatoren der Tagung bildeten aus den Teilnehmerinnen und Teilnehmern kleine Gruppen, die sich vor dem Hintergrund des Gehörten fragen sollten, wie es mit der Kirchenmusik weitergehen wird. Karl-Heinz Simsheuser (Pfarrgemeinderat) macht in den Beiträgen eine Sehnsucht nach a-cappella-Gesang aus, nach dem singenden Menschen pur. Eine Teilnehmerin vermisste Konzepte, die noch in der Fläche, in den kleinen Städten, funktionieren können. Man sollte das Netzwerk der Kirchenmusiker stärken, damit mehr fachlicher Austausch geschehe und Konzepte verbreitet würden, die den eher kargen Rahmenbedingungen auf dem Lande Rechnung tragen könnten. Oft würde der Berufsstand der Kirchenmusiker von den Pfarrkräften als Konkurrenz empfunden, so berichteten andere, weil Gottesdienste oft dünn besetzt, die Aufführungen von Bachs Matthäuspassion hingegen voll seien. Eine andere Teilnehmerin nahm den Eindruck mit, dass man eine Verschlechterung der Ressourcen wie etwa den Ausfall der Orgel auch als Chance für neue Anstöße sehen kann. Singen ist eigentlich in, meinte eine Kirchenmusikerin, sowohl Formate wie „Voice of Germany“ funktionieren als auch Programme wie die „Singpause“. Hier sollten Kirchenmusiker anknüpfen und auf die Singbegeisterung setzen.

Vorstellung von Forschungsarbeiten zu Chorchroniken

Während der Fokus der Tagung durch die Impulsreferate bis zu diesem Zeitpunkt eher auf der gegenwärtigen Praxis lag, sollte die Präsentation zweier Forschungsarbeiten ergänzend in die Retrospektive führen. Elena Suczies und Simon Botschen hatten zwei Chorchroniken ausgewertet und trugen ihre Ergebnisse vor. Simon Botschen hatte seine Bachelorarbeit über die Chorchronik des Kirchenchors St. Joseph in Remscheid geschrieben, die in bemerkenswerter Form das Entstehen und Vergehen eines Chors binnen eines Jahrhunderts dokumentiert:

Ein erster Versuch, in Remscheid zu einer eigenen Kirche zu kommen, war im Ersten Weltkrieg gescheitert, ein zweiter von 1925 erwies sich als glücklicher. 1928 wurde in Remscheid ein Kirchenbau im Stil der neuen Sachlichkeit eingeweiht. 1988 erhielt die Kirche St. Joseph eine Orgel von der Firma Romanus Seifert & Sohn in Kevelaer. Erst 2011 schoss sich diese Gemeinde mit allen Gemeinden der Remscheider Innenstadt zusammen.

Die Chronik berichtet über die Gründung eines Chors in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre. 1. Dirigent des Kirchenchores St. Joseph in Remscheid wurde ein Herr Hoeven, bald darauf ein Lehrer Müller, der 1946 den Stab niederlegte. 20 Sänger fanden 1925 zusammen, 1930 waren es 39, 1938 waren auch Frauen unter den fast fünfzig Mitgliedern. Bis 1946 sang der Chor vor allem Werke von Kleinmeistern aus dem Cäcilianismus. 1946 führte der Chor die Deutsche Messe von Franz Schubert auf. Oft sang er auch weltliches Repertoire. Doch er blieb bei dem einmal erarbeiteten Repertoire sehr beharrlich stehen und vernachlässigte immer mehr die Nachwuchsarbeit. 2001 kam ein neuer Leiter, der Reformen versuchte. Der Vorschlag, sich mit anderen Remscheider Chören zusammenzuschließen, wurde in der Versammlung abgelehnt. Der Chor war aber von seiner Zusammensetzung her nicht mehr in der Lage, vierstimmige Werke zu singen. Zum 28. Februar 2001 löste sich der Chor auf.

Elena Suczies aus Köln referiert über den traditionsreichen Chor St. Katharina aus Solingen-Gräfrath. Der Chor ist irgendwann vor 1817 gegründet worden, aus dem Jahr datiert der erste schriftliche Hinweis. Solingen hat eine vielfältige Musiklandschaft. Gräfrath ist Teil des Seelsorgeverbands Solingen Mitte Nord. Ein Kirchenbuch der Zeit um 1817 nimmt eine Dreiteilung der Gesänge vor, ein Abschnitt für den Priester, einen für den Chor und einen für das Volk. Der Chor soll ein gemischter Chor gewesen sein, im Durchschnittsalter 18 Jahre alt. 1895 musste sich der Chor nach einem Zerwürfnis zwischen dem Chorleiter und dem Kirchenvorstand neu gründen. 24 Männer bildeten fortan das Ensemble. Wann die Frauen gegangen waren, ist unbekannt. Der Chor probte in Gaststätten, später in einem Pfarrheim. Die Weltwirtschaftskrise nahm das Ensemble mit, es schrumpfte und die Singanlässe wurden reduziert, stattdessen passive Fördermitglieder angeworben. Ein separater Frauenchor war entstanden – er wurde wieder aufgelöst, nachdem es Kritik von Geistlichen gegeben hatte.

In der NS-Zeit zog er sich in die kirchlichen Aufgaben zurück, weil er nicht auf Parteiveranstaltungen auftreten wollte. Der Frauenchor wurde wieder neu gegründet. Der Zweite Weltkrieg zog viele der Männer an die Front, nun sangen auch Frauen bei den Choralämtern mit und noch während des Krieges wurden die Chöre zusammengelegt. In der Nachkriegszeit trennte der Vorstand wieder Frauen- und Männerchor und gründete zudem einen Knabenchor, den es heute nicht mehr gibt. 1963 galt der Schwerpunkt der Arbeit der Gregorianik und der a-cappella-Musik. Von der Orgel- und Orchesterbegleitung im Gottesdienst wandte sich die

Gemeinde ab. Heute leidet der Chor unter Mitgliedermangel und Überalterung sowie unter häufigen Dirigentenwechseln. Eine Fusion mit dem Kirchenchor St. Clemens konnte das Problem nur vertagen. 2018 hat er sich mit anderen Chören zu einem Chor auf Pfarrverbandsebene verschmolzen.

Die Moderatoren Ralf Gassen und Burkhard Wittwer, Landeskirchenmusikdirektorin Christa Kirschbaum (Hessen-Nassau), Ulrich Cyganek, Martin Philippen, Elena Suczies und Simon Botschen diskutierten auf dem Podium über die Ergebnisse und die Zukunftsfähigkeit. Christa Kirschbaum forderte, dass ein Chor sich darüber klar wird, was er eigentlich möchte: „Wo sehe ich mich in diesem Chor in 15 Jahren?“ Wird der Chor immer kleiner, könnte die Hälfte der Chormitglieder in andere Formationen wechseln und die andere ganz aufhören. Das würde ein allmähliches Sterben würdevoll ersetzen. Man sollte zudem in größeren Verbänden denken. Auch Projektangebote könnten interessant sein.

Aus dem Blickwinkel der Evangelischen Landeskirche wunderte sich Ulrich Cyganek, wie schlecht im Zeitalter der Globalisierung immer noch die Gemeinde „Max“ und die Gemeinde „Moritz“ zusammenkommen. Strukturveränderungen eines Chores würden das Problem des Mitgliederschwundes oft nur nach hinten verschieben. Zehn Jahre später halbiere sich der Chor dann doch. Wenn die Menschen wegen des Gemeinschaftserlebnisses im Kirchenchor singen würden, könne die Fusion neue Erlebnisse bringen. Wechsel in einen Seniorenchor seien oft wenig beliebt, weil man halt nicht Senior sein möchte.

Martin Philippen plädierte für das Mischen von erfahrenen Chorsängern mit Anfängern in eigens dafür anberaumten Konzertprojekten. Aus solchen Projekten seien immer einige dabei geblieben und ein Verjüngungsprozess setze ein. Welche Rolle spielen bei einer solchen Flexibilisierung Vereinssatzungen? Vereinsstrukturen bieten für viele Menschen Heimatgefühle, so Philippen, deshalb solle man sie auch erhalten. Viele junge Menschen allerdings brauchen so etwas nicht. Und organisatorisch seien Satzungen nicht unbedingt erforderlich. Elena Suczies und Simon Botschen pflichteten dem bei. Für junge Menschen brauche man keine festen Strukturen. Ein weiteres Rezept aus der Runde war das Schaffen von Verantwortlichkeiten bei den Sängerinnen und Sängern. Landeskirchenmusikdirektorin Christa Kirschbaum delegiert gerne Verantwortung für einzelne Veranstaltungen und für Fahrten an Chormitglieder. Da sorgt auch für zusätzliche Identifikation.

Peter Bubmann über „Gemeinde – Gemeinschaft – Kirchenmusik“

Prof. Dr. Peter Bubmann eröffnete den zweiten Tag mit einem Hauptreferat, das gleich zu Beginn einiges an Kritik an der Tagungskonzeption auffuhr. Sie sei zu sehr auf Musik, auf deren Genres und auf deren Werke fixiert. Die Rezeption fehle. Zu wenig berücksichtigt sei die Frage, welche Erwartungen bei den Menschen bezüglich der Kasualien bestehen würden. Er verwies auf eine Gospelstudie.¹ Die Studie fragte u.a. nach den Motiven der Menschen, die sie in den

¹ Petra-Angela Ahrens, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD: Be-Geisterung durch Gospelsingen. Erste bundesweite Befragung von Gospelchören, Hannover 2009. Bubmann verwies ferner auf Jochen

Gottesdienst führen würden. Auf Platz 1 stand „Spaß in der Gruppe haben“. Der Schlüssel zur Kirchenmusik liegt demzufolge nicht in Repertoire oder Genre, sondern in der Gemeinde selbst. Der Perspektivenwechsel hin zu den Erwartenden sei auch überwiegend längst geschehen. Kirchenmusik liege dort vor, wo musikalisch Handelnde und Aufnehmende ihr Tun als Teil des Evangeliums erfahren. Sie sei ein Geschehen, ein Ereignis, eine religiöse Praxis.

Musik stiftet Gemeinschaft – aber welche und wie, fragte der Theologe: Die Mehrheit der Menschen macht Musik nicht mehr in religiösen Kontexten. Die Gesänge der Fußballfans, die Fans bei Rockkonzerten sind säkulare Erlebnissuchende. Die Gemeinschaft der Gleichgesinnten findet hier Transzendenz in der Musik wie in einem Stammesritual. In einer immer unübersichtlicheren Lebenswelt bietet etwa die Volksmusik Ordnungsmuster zur Herstellung von Harmonie. Liegt hier ein Phänomen von regressiver Geborgenheit, von musikalischer Nestwärme vor? Man hüte sich vor Hochmut in der Bewertung dieser Phänomene, so Bubmann. Es geht um die Artikulation durchaus religiös gestimmter Sehnsüchte, die Nähe in der Verschmelzung des gemeinsamen Klangs suchen. Bubmann differenzierte die Aussagen:

- a) Die gemeinschaftliche Praxis des Musizierens äußert sich in Bewegungen, Marschieren, Tanzen etc.
- b) Musik weckt Werte, die verbinden. Sie sozialisiert Teamgeist. Also entsteht eine moralische Gemeinschaft.
- c) Es bildet sich ein Gefühlsstimmungs- und eine Atmosphärengemeinschaft. Ein besonderes Beispiel hierfür sind Mitsing-Musicals.
- d) Musik als symbolische Praxis zeigt sich etwa in der Nationalhymne bei der Fußball-WM oder in konfessionellen Leitliedern; oft geht dies mit einer Tendenz zur Abgrenzung einher.
- e) Erfahrungen von Gemeinschaft sind sehr verschieden. Es gibt keine automatische Koppelung von Musikstilen mit bestimmten Gemeinschaftserfahrungen. Musik hat aber ein besonderes Potenzial, Erfahrungsräume zu öffnen, die individuelles Erleben ermöglichen.

Eingehend fokussierte Bubmann auf das Begriffspaar Christliche Gemeinde und Gemeinschaft und erkannte hier ein spannungsreiches Verhältnis, gerade in Bezug auf die Rolle der Musik. Überall wo Kommunikation des Evangeliums sich so ereignet, dass mehrere teilhaben, da ist Gemeinde. Pfingsten ist das Urbild der Gemeinde. Der Kern von Gemeinde ist also nicht die örtliche Gemeinschaft eines Pfarrers, wie es früher verstanden wurde. Gemeinschaft ist auch mehr als die Menge der Gottesdienstbesucher. Auch die Kirchentagsbesucher bilden eine Gemeinde. Die Gemeinschaft der Glaubenden umgreift, relativiert und transzendiert die natürlichen Gemeinschaftsformen. Es geschieht eine Flexibilisierung von Kirche und Gemeinde als eine Familie von Gemeinschaften.

Die Kirchenmusik etabliert in diesem Sinne Gemeinschaften auf Zeit, eine situative Gemeinschaftlichkeit. Das Eigentliche muss dabei das Projekt Gemeinde sein, nicht das Kontinuierliche.

So wie es auch zu Pfingsten war. Vielleicht ist Kirchenmusik sogar schlecht für die Bildung einer Gemeinde. Die Bindung der Kirchenmusik an Stile und Geschmäcker begünstigt das Ausbilden von Milieus und das gegenseitige Nichtverstehen der Gruppen. Nur das Verständnis einer Projekt-Gemeinschaft ermöglicht das Verstehen der Kirchenmusik als positiver Kraft. Dann kann sie Milieugrenzen überschreiten und Begegnungen mit dem Fremden und Anderen initiieren.

Es gibt keinen Musikstil, der nicht auch Aversionen verursacht, so Bubmann. Musik trägt in vielerlei Weise in allen Handlungsfeldern der Kirche, auch im Gebiet der Seelsorge und der Diakonie, zum Gemeindeerlebnis bei. Kirchenmusikalische Soziotope, etwa Posaunenchor oder Kinderchor, können sehr langlebige Gebilde sein. Sie haben einen speziellen Auftrag und entwickeln ein Eigenleben. Hier ist eine wichtige Vermittlungsaufgabe für die Gemeinde und für die Kirchenmusiker enthalten. Bubmann regte eine Kartographie der Gemeindesituation in der Region an, eine Abstimmung der Profilierung und die Vernetzung der verschiedenen kirchenmusikalischen Angebote. Zentrale Frage sollte sein: Bewegen wir durch unsere Musik die Menschen zur Partizipation an der religiösen Botschaft?

Sichtbar-machen von dem, was sonst nicht erfahrbar ist

Der Musikwissenschaftler Michael Heinemann, Professor an der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden, stellte der Auffassung Bubmanns von einer Kirchenmusik, die durch die Erwartung des Gemeindemitglieds bestimmt sei, den Begriff einer konkreten Utopie entgegen. Er stützte sich dabei auf Ernst Bloch und leitete davon die Aufgabe der Kirchenmusik ab, Erfahrungsräume für den Menschen zu schaffen. In dem so geschaffenen Raum kann Musik eine pastorale und eine soziale Funktion wahrnehmen. Für die Teilnehmenden verbinden sich die Werte Geborgenheit und Tradition mit dem Erlebnisraum Musik, insbesondere mit den gesungenen Liedern. Heinemann lotete diese Werte und das Bezugssystem zur Kirchenmusik differenziert aus und postulierte letztlich die zentrale Aufgabe von Kirchenmusik als das Sichtbar-machen von dem, was sonst nicht erfahrbar ist.

Nach den beiden Hauptvorträgen bildeten die Moderatoren Arbeitsgruppen zu Themen, die sie aus den Vorträgen abgeleitet hatten. Als zentrale Fragestellungen, die sich durch beide Tage zogen, erwiesen sich einerseits der vermeintlich Gegensatz zwischen musikalischer Vielfalt und hohem musikalischem Niveau, andererseits die damit verbundene Ausbildungsfrage, denn die Popmusik etwa ist erst allmählich in den Fächerkanon der kirchenmusikalischen Ausbildung eingezogen.

Eine Weg der Mitte zeigte sich schnell in den Diskussionen: Man kann sich Musiker einkaufen, um dort Qualität zu zeigen, wo man selbst weniger gut aufgestellt ist. Die breite Genre-Abstützung sollte jedenfalls angestrebt werden. Auf ihrer Basis fällt auch die Profilierung in einzelnen Genres leichter. Seelsorgebereichsmusiker Stefan Barde argumentierte, dass Genre-Vielfalt und Profil sich nicht generell ausschließen werden, die Stellenausschreibungen seien auch selten auf ein bestimmtes Profil ausgerichtet. Dominik Susteks Stelle an St. Peter in Köln sei eine Ausnahme. Die anonyme Stadtgemeinde braucht ein anderes fokussiertes Angebot als der ländliche Raum, in dem Genre-Vielfalt wichtig sei, schon weil die Wege weiter sind. Kornelia

Kupski erklärte, dass sie durchaus breit aufgestellt arbeite, doch der künstlerische Anspruch, der sie in den Beruf brachte, würde dabei zu kurz kommen.

Pastoralreferent Georg Lingnau kritisierte, dass die Seelsorgebereiche so groß würden, dass man gar nicht anders könne als als Generalist zu arbeiten. Davon aber seien viele überfordert. Oft lägen sechs Kirchtürme in einem Seelsorgebereich. Es werde weiterhin bestimmte Orte geben, die profiliert sind, aber die Fläche benötige den vernetzten Kirchenmusiker. Jörg Spitzer von der Popakademie Witten stellte nüchtern fest, dass viele Kirchenmusiker es als mühsam empfinden würden, Zusammenarbeit mit anderen Musikern zu organisieren. Das setze der Vielfalt Grenzen. Es müssten Strukturen und persönliche Voraussetzungen geschaffen werden, aus Kirchenmusikern müssten Teamplayer werden. Spengler stimmte zu und forderte eine breitbeinige Aufstellung des Kirchenmusikers. Nicht immer gebe die Ausbildung das her. Auch die Bereitschaft zur Weiterbildung sei bei den Kollegen zu gering. In diese Richtung argumentierte auch Claudia Mandelartz aus Bergisch Gladbach: Eine Berufsausübung ohne Fortbildung sei kein Stillstand, sondern ein Rückschritt. Christa Kirschbaum forderte eine kluge Personalführung, die Kirchenmusiker motiviere, sich weiterzubilden. Denn das berufliche Spektrum erweitere sich immer mehr, um Populärmusik, um den Umgang mit älteren Menschen und mehr. Sven Dirke aus Düsseldorf sah es als eine Sache der Professionalität des Kirchenmusikers an, dass dieser auch Flexibilität zeige. Seelsorgebereichsmusiker Gert Fritsche hingegen sah Pop, Jazz und Gospel nicht als seine Welt an, weil dahinter auch eine Theologie stünde, die er nicht nachvollziehen könne.

Vielleicht muss man sich auf einen Standard der Genrevielfalt einigen, um überhaupt Grundlagen für die vielseitige Kompetenz legen können? Seelsorgebereichsmusiker Stefan Barde konnte sich vorstellen, dass man von einem solchen Standard aus auch Grundlagen für Curricula und Stellenbeschreibungen ableiten könne. Auch Pastoralreferent Georg Lingnau befand, dass sich die Anforderung in Stellenausschreibungen niederschlagen müsse. Notwendig sei dafür eine Analyse dessen, was den Seelsorgebereich ausmache, vor allem in Hinsicht des personellen Angebots.

Matthias Schnegg sah voraus, dass sich Gemeindeorte entwickeln werden, die sehr von Personen geprägt sind. Es gebe in Köln fast nur noch Personengemeinden, kaum noch Territorialgemeinden. Die Profilorientierung sei bei den Personengemeinden stärker ausgeprägt. Diese Profilorientierung könne aber doch gerade in der Genre-Vielfalt bestehen, wandte Markus Hinz ein. Schnegg wollte das nicht ausschließen. Es komme auf den Ort und auf die dort versammelte Gemeinde an.

Pfarrerin Bärbel Schweizer stand der Vielfalt kritisch gegenüber. Schon jetzt spüre sie einen Verlust an Authentizität des Kirchenmusikers und ein Zerfasern der Gemeinde als Folge der Vielfaltsanforderungen. Ihr ist der Kirchenmusiker lieber, der sich seiner Fähigkeiten bewusst sind. Es gebe viele neue Herausforderungen, Gottesdienste für Zweijährige etwa. Wenn ein Kirchenmusiker dann feststelle, dass er damit nichts anfangen könne, dann könne sie selbst damit leben. Vielleicht könne eine Mutter anstelle seiner Klatschspiele machen. Der Kirchenmusiker solle zu dem stehen, was er an Stärken habe. Hanna Krieger wies auf den Abbau an Stellen für hauptamtliche Kirchenmusiker hin. Die Realität sehe nebenamtliche Kirchenmusiker vor Ort. Auf welchem Niveau könne da eine Spezialisierung noch stattfinden?

Christa Kirschbaum und Seelsorgebereichsmusiker Gerd Fritsche stritten für den Fortbildungsauftrag, auch den von Pfarrern, denn das Verhältnis zwischen Kirchenmusikern und Pfarrern bleibe schwierig. Seelsorgebereichsmusiker Peter Zimmer differenzierte, dass die Genre-Vielfalt, die man da vielleicht erlernen wolle, keines homogen sei. Sie entwickle sich immer wieder anders, sei kaum planbar und entziehe sich letztlich der Ausbildung. Man müsse nicht alle diese Prozesse vor Ort als Kirchenmusiker annehmen. Pfarrerin Bärbel Schweizer relativierte, dass man ja die Arbeitsfelder im Dialog mit der Gemeinde auch wieder verändern könne. Es sei schon wichtig, in der Vielfalt auch eine Begrenzung zu finden. Das fördere die Identifikation der Gemeindemitglieder. Christa Kirschbaum ergänzte, dass man auch an einem Punkt kommen könne, an dem man sich als Kirchenmusiker nicht mehr der Veränderung anpassen möchte. Dann könne man aber auch beruflich wechseln.

Die Verkündigung nicht nur in einer Sprache: Ausblick und Abschlussgespräch

Moderator Wiesemann lenkte den Blick des Plenums in die Zukunft mit der Frage, was sich wohl verändert haben sollte, wenn das Symposium in fünf Jahren noch einmal stattfinden würde? Die Gesprächsformen und Arten der Meinungsbildung wurden in der Aussprache durchweg begrüßt. Peter Bubmann regte dabei an, in der Durchführung der Tagung die einbezogenen Medien, vor allem die beschriebenen Tafeln stärker einzubeziehen und im Plenum zu diskutieren. Andere Beiträge mahnten eine stärkere Durchmischung der Professionen im Teilnehmerfeld an. Dominik Sustek forderte, dass die Zukunft der Kirchenmusik konkreter errichtet und weniger vom Repertoire aus gedacht werden müsse. Pastoralreferent Georg Lingnau regte an, aus der Tagung eine regelmäßige Plattform zu entwickeln, auf der Kirchenmusik und Pastoralkräfte regelmäßig im Gespräch bleiben würden.

Richard Mailänder, Robert v. Zahn, Volker Kalisch und Ulrich Cyganek berichteten, unterstützt von den Moderatoren, zu welchen Ergebnissen die Gruppen gelangten. Aus den Darlegungen sind im Folgenden drei Tendenzen wiedergegeben. Ein umfassendes Bild bietet der [Anhang dieses Berichts von Georg Wiesemann mit einer Zusammenfassung der abschließenden Podiumsdiskussion](#).

Robert v. Zahn bilanzierte, dass aus vielen Problemfeldern die Klage von Kirchenmusikern herausstach, dass sie unzureichend in die Struktur des pastoralen Auftrags einbezogen seien. Offensichtlich bestehe hier ein Verbesserungsbedarf, der sich nicht nur bei den katholischen Kirchenmusikern, sondern auch bei evangelischen in einer verwandten strukturellen Form abzeichne. Wo immer in der Gemeinde eine organisatorische Kerngruppe arbeite, müsse die örtliche Kirchenmusikerin oder der Kirchenmusiker eingebunden sein.

Volker Kalisch entwickelte aus den erlebten Diskussionen die Einsicht, dass das Phänomen „Kirchenmusik“ weder definitorisch noch stilistisch eindeutig zu fassen sei und auch nicht deutlich von nicht-kirchlicher Musik abgegrenzt werden könne. Vielmehr zeige die geforderte Vielfalt, die sich zwischen den Polen der zielgerichtet eingesetzten populären Formen, wie sie z.B. Herrn Christoph Spengler vertritt, und den avantgardistischen Darbietungen, wie sie z.B. Dominik Sustek ermöglicht, eine kirchenmusikalische Realität, die Respekt verdiene. Kalisch verwies dabei mit großer Zurückhaltung auf die Ankündigungen von kirchenoffizieller Seite kurz

vor der Tagung, dass sich die Kirche wohl schon bald nicht mehr finanziell in der Lage sähe, alle Buntheit zu finanzieren.

Einigkeit bestand auch bei Cyganek und Mailänder darin, dass die Vielfalt der Ausdrucksformen fest zur Arbeit in den Gemeinden gehöre. Sollte die Tagung als eine Art Impulsgeber dazu dienen aufzuzeigen, wo sich Erzbistum oder Landeskirche künftig finanziell engagieren sollen, dann sahen die Tagungsausrichter selbst dies mit großer Skepsis. Kalisch verwies auf die Schöpfungsgeschichte, die Gottes Willen vor allem zur Vielfalt zur Anschauung und Wirklichkeit gebracht habe, und er zog eine Parallele zum verpflichtenden Förderauftrag für die Kirchenmusik und die Vielfalt in ihren gelebten Formen. Keineswegs sollte das mit einem falschen Verständnis von Beliebigkeit verwechselt werden. Gottes Lob sowie die Verkündigung würden eben nicht nur in einer Sprache – gar in einer richtigen Sprache – ausgebracht, so Kalisch, sondern im Konzert der vielen Zungen, die die frohe Botschaft auf höchst unterschiedliche Weise und in unterschiedlichsten Arten musizierten.

Anhang: Zusammenfassung der abschließenden Podiumsdiskussion

Von Georg Wiesemann, Pastoralreferent

Die Podiumsdiskussion beginnt mit zwei Runden mit der Fragestellung nach dem Ertrag sowie den Herausforderungen, die sich aus den fünf Gruppenarbeiten ergeben. Prof. Mailänder stellt fest, dass nicht die Frage von Selbstverwirklichung des Kirchenmusikers oder Bedürfnisbefriedigung der „Gemeinde“ im Mittelpunkt stünden, sondern zentral sei die Frage: „Was gibt uns der Geist für diese konkrete Situation ein?“ Für Prof. von Zahn sind die Ansprüche an Vielfalt von Kirchenmusik in den (normalen) Gemeinden ganz selbstverständlich. Und diese Vielfalt sei auch permanent in Veränderungsprozessen begriffen. Eine Profilierung, wie sie im Verlauf des Symposiums verschiedentlich vorgestellt wurde, sei nur in Personalgemeinden möglich.

Die Gruppe um Prof. Kalisch hält es für wesentlich, Kirchenmusik als Sammelbegriff zu begreifen – mit den entsprechenden Chancen, die in dieser Weite stecken. Prägend müsse für gelungene Kirchenmusik sein, dass Produzent und Rezipient sich auf Augenhöhe begegneten. Dr. Klasen stellt als Ertrag aus der von ihm begleiteten Gruppe fest, dass der „Verweis auf das Jenseitige, Transzendente“, der der Kirchenmusik eigen ist, nicht aus den Augen verloren werden dürfe. Nur so könnten musikalische Schlüsselerlebnisse auch zu einer Verankerung im christlichen Glauben führen. KMD Cyganek hat viele gute Ideen entdeckt, Menschen zum Singen zu bringen: Kinder, Jugendliche, Gemeinden, Mitfeiernde bei den Kasualien. Eine wesentliche Frage dabei bleibt allerdings, wer Menschen schult, andere zum Singen zu bringen („Train the Trainer“).

Die Frage nach den Herausforderungen wird in umgekehrter Reihenfolge an die Paten gegeben: Folgende Herausforderungen werden aus den Gruppen benannt:

- Menschen, die sich für das Singen verantwortlich fühlen, zu finden und zu qualifizieren (Cyganek)
- Transzendenz wachzuhalten (Klasen)

-
- Das Netzwerk von Fragen nach „Kirchenmusik“ in ihrer Breite offenzuhalten (Kalisch)
 - Den Fortbildungsbedarf vor dem Hintergrund von „Vielfalt“ im Blick zu behalten (von Zahn)
 - Sich von bisherigen Rollenfestlegungen zu lösen (Mailänder).

Ein leerer Stuhl lädt im Anschluss die Referentinnen und Referenten des ersten Tages aus Ihrer Sicht ergänzende Beobachtungen beizusteuern:

- Pfr. Schnegg weist noch einmal auf die Gesamtkonzeption von Musik, Raum und Liturgie in seiner (Personal-)Gemeinde hin – und wie sie sich gegenseitig beeinflussen. Musik dürfe nicht in einer solitären Funktion verstanden werden. Vielmehr gehe es in der Liturgie darum, Raum zu schaffen für die Kommunikation des Evangeliums.
- Sr. M. Gabriell ergänzt vor allem das Gebet als Quelle von Musik im Gottesdienst.
- M. Belmann sieht Kirchenmusiker_innen in der Pflicht, sich in den Dienst „ihrer“ Gemeinde(n) zu stellen – und gleichzeitig die Notwendigkeit, ihre eigenen Grenzen der Authentizität wahrzunehmen.
- O. Klasen weist darauf hin, dass es gelte, verschiedene Gemeindeformen wahrzunehmen und in ihrer Vielfalt nebeneinander stehen zu lassen – und das auch im Blick auf kirchenmusikalische Initiativen durchzuhalten.
- Prof. Kalisch verstärkt diese Sichtweise: „Das Christentum hat sich seinen Sieg ersungen durch den Plural von Musiken.“ Diesen Plural gelte es zu bewahren.
- Vor diesem Hintergrund erinnert Prof. von Zahn an die (vor allem von katholischen Seite) vorgetragene Klage, Kirchenmusiker seien zu wenig in die pastoralen Gremien (Pastoralteams, ...) eingebunden.
- Frau Rauscher sieht die Kirchenmusiker_innen insgesamt in der Pflicht, mehr zu Hören.
- C. Spengler pointiert seinen Vorwurf aus seinem Impulsreferat: Die Vielfalt von Kirchenmusik sei „toll“ und unbedingt zu begrüßen – aber sie werde nicht ausgebildet.
- Dem widerspricht Prof. Kalisch indem er auf die verschiedenen Module verweist, die an der Robert-Schumann-Musikhochschule in Düsseldorf selbstverständlich seien.
- Prof. Mailänder bringt das Essener Modell des „Pop-Kantoren“ ins Gespräch, das von C. Spengler jedoch als nicht zielführend abgelehnt wird.
- O. Klasen weist auf das Problem hin, dass vor dem Hintergrund zahlreicher freier Stellen junge Kirchenmusiker_innen schnell auf große Stellen berufen würden, es jedoch eigentlich einer berufsbegleitenden Ausbildung bedürfe. Solche Ideen, so Prof. Mailänder, habe es früher bereits gegeben, sie seien aber mit der Schließung der Hochschule in Aachen nicht zum Zuge gekommen.

„Mal angenommen, wir treffen uns in fünf Jahren noch einmal hier zu einem Kirchenmusiksymposion. Was wird sich verändert haben?“

- Es wird mehr gesungen.
- Es gibt ein großes Engagement der Basis in den Gemeinden aus eigenem Impuls heraus.
- Die Teilnehmer_innen-Struktur des Symposions wird eine andere sein, weil auch verstärkt Seelsorgerinnen und Seelsorger mitdenken.
- Die kirchlichen Institutionen nutzen die Ergebnisse einer solchen Tagung.
- Vertreterinnen und Vertreter der Synagogen und Moscheen säßen mit am Tisch.
- Alle sind betroffen von den dramatischen Veränderungen in der kirchenmusikalischen Landschaft.